

### XIII. Kapitel.

#### Die Riviera di Ponente von Ventimiglia bis Genua.

Um fünf Uhr morgens wachte ich in Ventimiglia auf, und eine halbe Stunde später befand ich mich wieder bei schönstem Wetter auf der Landstrasse nach Bordighera. An Armen und Beinen verspürte ich stechenden Schmerz, und als ich nach der Ursache desselben forschte, bemerkte ich eine ganze Anzahl Beulen, die zum Teil so dick wie Taubeneier waren. Aber wie kam ich nur zu diesen Anschwellungen? Am Abend vorher hatte ich nichts davon bemerkt, und mein Bett war doch während der Nacht mit einem Schutznetze gegen die böartigen Stechfliegen des Rojathales geschützt gewesen. Ich liess mir in der nächsten Apotheke Salmiakgeist geben und erfuhr dann, dass man sich durch die Netze auch nur bei grösster Vorsicht vor den Stichen dieser Insekten schützen könne. In Unkenntnis der Verhältnisse hatte ich diese Vorsicht ausser acht gelassen und das Netz bereits eine Viertelstunde, bevor ich mich zur Ruhe begab, geöffnet. Auf diese Weise hatten sich die ungebetenen Gäste in mein Bett schleichen können und mich in gründlicher Ausübung ihres blutdürstigen Amtes jämmerlich zerstoichen. So war denn dafür gesorgt, dass ich für einige Tage Ventimiglia und die daselbst verbrachte Nacht nicht vergass.

Nach kurzer Fahrt gelangte ich auf schlecht gedeckter Strasse nach Bordighera, einer Ortschaft mit

2500 Einwohnern und weltbekannten Blumen- und Palmenzüchtereien. Vor allen sind es die Dattelpalmen, die hier vortrefflich gedeihen und für sich allein einen ganzen Wald bilden. Zum Palmsonntage werden von Bordighera Palmwedeln nach Rom und in besonders grossen Mengen nach Spanien versandt. Eine der bedeutendsten Gärtnereien gehört einem Deutschen, Ludwig Winter, der kürzlich auf der Hamburger Gartenbau-Ausstellung für Palmen den ersten Preis erhielt. Seine Gärten sind dem Publikum gegen ein kleines Trinkgeld, welches für die Armen bestimmt ist, zu jeder Tageszeit zugänglich. Durch die hübsche, von hochstämmigen Palmen beschattete Via Vittorio Emanuele fuhr ich, an schönen Villen vorbei, nach Ospedaletti, einem kleinen Kurorte, der in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Hier hielt ich mich nicht länger auf und setzte die Fahrt über das Capo nero fort nach San Remo, wo ich nach  $\frac{3}{4}$  Stunden anlangte.

Welches deutsche Herz wird nicht von Wehmut erfüllt bei Nennung des Ortes San Remo, der mit der Leidensgeschichte unseres edlen, unvergesslichen Kaisers Friedrichs III. so eng verknüpft ist. Hierher war der Kronprinz geeilt, um Linderung der Schmerzen zu finden, die seine unheilbare Krankheit im Gefolge hatte. In der prächtigen Villa Zirio war es, wo nach Kaiser Wilhelms I. Tode, das erste Telegramm anlangte, welches die Aufschrift trug: „An seine Majestät, den Kaiser Friedrich.“ Stumm nahm hier der von aller Welt geliebte Monarch das Schriftstück entgegen, und eine Thräne der Trauer über den Heimgang seines grossen Vaters rollte in den langen Bart hinab; vielleicht war es auch eine Thräne über sein eigenes herbes Geschick, denn er wusste wohl, dass ihm keine lange, segensreiche Regierungszeit be-

schieden war, dass er allzufrüh von himmen scheiden musste.

San Remo hat in den letzten Jahren immer mehr an Ruf und Bedeutung gewonnen und wird bald die Einwohnerzahl von 20000 erreicht haben. Die Neustadt liegt auf dem Schwemmlande des Torrente San Romolo und Torrente del Convento an einer weiten, schönen Meeresbucht. Die grösste und verkehrreichste Strasse ist die Via Vittorio Emanuele mit reichen Kaufläden und den hübschen öffentlichen Gebäuden. Die Altstadt liegt auf dem Hügel, der sich zwischen genannten Flüssen erhebt, höchst malerisch. Durch ein Gewirre von engen Strassen oder besser Gassen, deren Häuserreihen zum grösseren Schutze gegen Erdbeben durch zahlreiche Bogen mit einander verbunden sind, gelangt man zu den auf einem kleinen Plateau gelegenen Trümmern einer Kirche. Man sieht von hier aus über das Häuserlabyrinth der Altstadt hinweg auf die im Kranze höchstämmiger Palmen gelegene Neustadt, auf die romantische Küste und bis weit hinaus aufs Meer. Im Norden erheben sich hohe, mit Pinien bewachsene Berge, welche die Stadt vor rauhen Winden gänzlich abschliessen. Durch die Altstadt ging ich wieder zum Meere hinab. Auf dieser Wanderung stösst man allenthalben auf verfallene Häuser, in deren dunkeln, niedrigem Erdgeschoss oder Keller noch hie und da ein Flickschuster oder sonst eine anspruchslose Existenz ein Unterkommen gefunden hat. Die Strassen sind so enge, dass ein mit dem Quersack bepacktes Maultier den Passanten kaum noch Raum zum Vorübergehen lässt. Grössere Fuhrwerke können hier überhaupt nicht zum Verkehr benutzt werden. Ein sonderbares Bild bietet die Bepackung der Maultiere. In den Quersäcken sah ich auf der einen Seite Holz, Lumpen und sonstige Handelsgegenstände, während

die andere schmutzigen, zerlumpten Kindern einen beschaulichen Aufenthaltsort bot.

Nachdem ich mich noch einige Stunden unter den Palmen der Neustadt aufgehalten und an sammelwütige Bekannte die unvermeidliche Ansichtspostkarte gesandt hatte, fuhr ich langsam durch den schattigen Corso di Levante an der schönen, einem Franzosen gehörigen und für das Publikum leider unzugänglichen Villa Zirio vorbei, nach Osten auf Genua zu.

Herrlich ist doch diese Riviera! An die zahllosen Wandlungen in einem Kaleidoskop oder einer Laterna magica erinnert die fast auf Schritt und Tritt wechselnde Perspektive. Das ist Italien, wie es schöner wohl nur an der neapolitanischen Küste zu schauen ist. Blauschimmernde Ölbäume bedecken die mächtigen Gebirgsabhänge, hier und da stehen einsam an einer schroffen Felskante, einem Strausse gleich, jene dunkeln Obelisk des Südens, hochgewachsene Cypressen. Auf weiten Strecken beschatten die breiten, melancholisch dreinschauenden Kronen herrlicher Pinien die Ufer des Meeres und der Wildbäche, üppige villenumkränzte Weingelände wechseln mit blütenreichen Gärten; ungestraft wandelt man allenthalben unter schönen Palmen, schreitet an blühenden Agaven, Aloen und Oleandern vorbei. Das ist Italien, das Land, von dem die Dichter träumen, das Land, wo Orangen und Citronen reifen, wo Lorbeer und Myrte blühen, das Land, wo sanfte Winde wehen, wo unter einem durchsichtigen, azurnen Himmel die Woge des Mittelmeeres ein Paradies umspült!

Die Strasse ist von San Remo bis zum Fusse des Berges von Porto Mauricio fast eben und glatt, sie zieht sich dicht an der See auf dem Schwemmlande verschiedener Flüsse dahin. Das Meer, welches von Nizza bis hierher fast überall am Ufer infolge der

felsigen Bodenformation sehr tief ist, weist von hier ab ausgedehnte Sandbänke auf, welche die Einrichtung umfangreicher Badeanlagen möglich machten und den nächsten Ortschaften den Charakter von Sommer-Seebädern verliehen. Beneidenswerte Städtchen, in denen im Winter frei wachsende Blumen ihren süßen Frühlingsduft verbreiten und die im Sommer die Annehmlichkeiten des Seebades bieten! Wie gerne möchte man für immer hier in dieser Gegend bleiben, doch unaufhaltsam reißt das Geschick den Menschen mit sich fort, allzu flüchtig ist die Zeit, und zurückgeschleudert wird man aus dem Paradiese in die nackte Prosa des Alltäglichen. — In der Nähe der Strasse und an den Bergabhängen erblickt man die Ruinen zahlreicher Häuser, darunter diejenigen des Dorfes Bussana, welches durch das verhängnisvolle Erdbeben im Jahre 1887 gänzlich zerstört wurde.

Es war Nachmittag geworden, die Sonne brannte auf die lechzenden Fluren hernieder und trotz der kühlen Brise, die mir das Meer entgegen hauchte, wurde die Hitze von 25° R auf die Dauer fast unerträglich. Welcher Gedanke lag da näher, als der, in die kühlen Fluten der salzigen See hinabzutauchen! Gedacht, gethan, am nächsten freistehenden Badehäuschen, welches mir von dem Besitzer, einem Club, in lebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt wurde, machte ich die notwendige Toilette und befand mich bald in Gesellschaft von Herren und Damen im Meere, weit vom Ufer entfernt. Plötzlich dachte ich mit Schauern daran, dass ich hier, wo ich niemanden kannte, vielleicht doch unter die Räuber gefallen sein könnte. Ein Kunststück wäre es wahrlich nicht für irgend einen Strolch gewesen, aus der nicht verschliessbaren Kabine mein Geld und meine Kleider zu rauben und auf dem frei im Sande liegenden Rade

davonzujagen. Ich hätte dann nicht einmal sagen können „*Omnia mea mecum porto*“ denn das Badekostüm, welches ich trug, gehörte mir nicht einmal. Fern von der Heimat, hätte ich hier an der Riviera ohne Kleider und ohne jegliche Subsistenzmittel hilflos gesessen. Aber ich fühlte mich im Wasser doch so wohl, dass ich fast eine halbe Stunde in der lauwarmen Flut verweilte. Wie neugeboren setzte ich endlich meine Reise fort.

Ungefähr 23 km östlich von San Remo liegt auf einem schönen Vorgebirge die 6000 Einwohner zählende Stadt Porto Maurizio, die durch ausgedehnten Handel mit feinem Olivenöl, weithin bekannt ist. Eine schöne Kuppelkirche und hübsche öffentliche Anlagen gereichen der Stadt, die sowohl als Winterkurort wie auch als Seebad besucht wird, zur Zierde. Einige Kilometer weiter geht es die abschüssige, aber gute Strasse hinab über den Fluss Impero nach dem kleinen, schön gelegenen Dorfe Oneglia, wo ich mich aber nicht länger aufhielt. Dann fuhr ich durch den Ort Diano Marino, der 1887 der Mittelpunkt des Erdbebens war und heute wieder neu aufgebaut ist, über das steile Capo delle Mele nach Alassio, einem Hafenstädtchen mit 4000 Einwohnern, welches wegen des feinsandigen Strandes alljährlich von Tausenden Badegästen besucht wird. 6 km weiter liegt Albenga mit 3100 Einwohnern, hübscher gotischer Kathedrale und mehreren alten Palästen. Der Ort wurde von den Römern unter dem Namen Albingaunum angelegt. Heute ist er Bischofssitz. Hier konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal zu baden, zumal das unweit der Küste gelegene, steile Felseneiland Isola Gallinaria dem Meere an dieser Stelle einen besondern Reiz verleiht. Nach dem Bade restaurierte ich mich gründlich und fuhr mit eintretender Dämmerung nach Finalmarina. Dort

blieb ich, bis der Abend angebrochen, und der Mond am fernen Horizonte aus den Meeresfluten emporgetaucht war. Ich befand mich in heiterster Stimmung und bestellte mir eine Flasche sizilianischen Weines, der mir so vortrefflich mundete, dass ich sicher glaubte, mehrere Lire dafür bezahlen zu müssen. Gross war aber mein Erstaunen, als der Wirt mir auf den gezahlten Fünflireschein noch 3.50 Lire mit dem Bemerkten zurückgab, dass dieser köstliche Tropfen hier überhaupt nicht mehr koste. Noch einmal sah ich meine Maschine nach, prüfte die Schrauben auf ihre Festigkeit und setzte die Laterne in Stand. Sodann bestieg ich mein Rad aufs neue und fuhr in Gesellschaft eines italienischen Radlers, den ich beim Verlassen des Ortes angetroffen, in die herrliche Nacht hinaus, um die an meinem heutigen Pensum noch fehlenden 25 km bis Savona zurückzulegen.

Den Entschluss zu dieser Nachtfahrt habe ich nicht wie jenen am Thunersee bereuen müssen, nein, diese herrliche Tour ist die schönste, die ich je bei Nacht unternommen, und sie wird mir auf immer unvergesslich bleiben. Es war mir recht angenehm, hier einen Begleiter zu haben, obgleich dieser die Strasse ebenso wenig kannte wie ich; allein hätte ich die Fahrt aber auch fortgesetzt, denn meinen Weg konnte ich nicht verfehlen, und gefürchtet habe ich mich nie, auch nicht in Gegenden, die noch einsamer waren. Die Strasse ist hochromantisch und sehr geirrig, sie hat eine vorzügliche Decke und führt über steile Caps hinweg, durchbricht mächtige Felswände mittels grosser Tunnels und zieht sich in ihrer ganzen Länge am Meere hin, teils hoch oben auf steilen Felsenufeln, teils wird sie unten von den Wellen des Meeres bespült. Im silberhellen Lichte des Vollmondes erstrahlte weithin das fast ruhige

Meer, kein Lüftchen regte sich, Stille herrschte rings umher, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Ein herrliches Nachtbild, eine zaubervolle Scenerie bot sich hier dem Auge! Die Sterne funkelten vom Himmelsdome traulich auf die Lande, auf ein Bild des Friedens und beseligender Ruhe hernieder. Weder die Feder des Poëten noch der Pinsel des grössten Malers sind imstande diese geheimnisvolle Harmonie in ihrer ganzen Erhabenheit wiederzugeben. Aber eines Künstlers gedachte ich in dieser Stunde: Robert Schumanns. Er war es, der es verstanden, den ganzen Zauber eines solchen Stimmungsbildes wiederzugeben, er hat ihn in das entzückende Adagio seiner B-Dur Symphonie gebannt. Ein Gedanke aus Goethe's „Faust“:

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:  
Verweile doch, du bist so schön!

durchglüht in dieser Einsamkeit die Brust. Ist doch das irdische Leben so flüchtig, und wenn man von einzelnen Lichtblicken absieht, weiter nichts als ein einziger langgezogener Moll-Accord. Schweigend führen wir langsam neben einander weiter, bis uns endlich, als wir auf der Höhe des Capo di Noli angelangt waren, die Lichter der Dörfer Noli, Sporno und Vado entgegenglänzten.

Nach ungefähr zweistündiger Fahrt langte wir in Savona an, wo wir ein Hotel aufsuchten. Trotz der heute zurückgelegten hundert Kilometer verspürte ich keine Ermüdung, und da ich auch am nächsten Morgen nicht allzu früh aufstehen wollte, mehte ich noch einen Streifzug durch die Stadt und besuchte einige der hübschen Restaurants. Gegen Mitternacht trat ich den Heimweg an. Doch was war das? Ich wusste ja weder die Strasse, in der ich warte, noch den Namen des Hotels, in das mich ein Reise-

begleiter gebracht hatte. Die Strassen sind hier fast alle schnurgerade und mit Arkaden versehen, eine sieht gerade so aus, wie die andere; allein konnte ich mich hier unter solchen Umständen unmöglich zurecht finden. Was ich genau wusste, war, dass das Hotel die Ecke zweier Strassen bildete, die Wirtin sich abnormer Korpulenz erfreute und der Wirt eine mächtige Glatze und einen recht bissigen Gesichtsausdruck hatte. Aber in einer kleinen Stadt ist manches möglich, ich machte einem Polizisten meine Lage klar, und nach längerem hin- und herraten hatten der Hüter des Gesetzes und mehrere dazugekommene Passanten das betreffende Hotel herausgefunden. Eine halbe Stunde später lag ich in festem Schlafe, aus dem ich erst am nächsten Morgen gegen zehn Uhr erwachte.

Savona, das Savo der alten Römer, hat 19000 Einwohner und bietet ausser dem belebten Hafen, dem schönen Dom und einigen hübschen öffentlichen Gebäuden, nicht viel Beachtenswertes. In den umfangreichen Anlagen des bischöflichen Palais wurde Papst Pius VII. in den Jahren 1809—1814 von Napoleon I. gefangen gehalten. Von Savona führt eine Bahn, die einzige, welche Piemont direkt mit der Riviera di Ponente verbindet, nach Turin. Lange hielt es mich nicht hier und nachmittags legte ich die ca. 50 km lange Strecke von Savona bis Genua als den Rest meiner Rivierafahrt zurück.

Die Strasse ist zum Radfahren von Savona ab die denkbar ungünstigste; ein Cap folgt auf das andere, und die Decke der Strasse lässt an manchen Stellen viel zu wünschen übrig. In den unbedeutenden Ortschaften am Meere Celle, Varazze, Cogoleto und Pra hielt ich mich nicht auf; erst in Pegli, 10 km vor Genua, machte ich Rast. Pegli zählt 3750 Einwohner

und ist das Lieblings-Ausflugsziel der Genuesen. Der Ort genießt einen gleich guten Ruf als Seebad, wie auch als Winterkurort. Reizende Villen mit herrlichen Gärten schmücken den Bergabhang. Einen Besuch, der gegen eine Lira Eintrittsgeld gestattet ist, verdient die Villa Pallavicini, die in einem herrlichen Kranze umfangreicher Gärten gelegen ist und auf den Fremden einen mächtigen Zauber ausübt. Auf Pegli folgen die hübsche, 11000 Einwohner zählende Stadt Sestri und Sampierdarena, die industriereiche Vorstadt Genuas, mit 20000 Einwohnern. Mehr als vier Stunden hatte die Bewältigung der letzten 50 km infolge des ungünstigen Terrains in Anspruch genommen, und ich war froh, als ich endlich wohlbehalten in Genua ankam.

In dem in der Via Balbi gelegenen Hotel di Milano stieg ich ab, d. h. vom Rade war ich schon längst heruntergeholt worden, weil das Radfahren in den Hauptverkehrsadern von Genua nicht gestattet ist. Ich speiste in Gesellschaft von mehreren italienischen Radlern zu Abend und unternahm, nachdem ich die nach einer solchen Fahrt unerlässliche, gründliche Toilette gemacht hatte, mit den lebenswürdigen Genueser Herren einen Rundgang durch die Hauptstrassen der Stadt. In mehrere der glänzenden Restaurants, wo auch gutes, aber teures Münchener Bier verzapft wird, kehrten wir ein. Der Abend brachte uns eine sehr anregende Unterhaltung, die mir zu Liebe in französischer Sprache geführt wurde. Wir sassen in einem traulichen Klubzimmer zusammen, und als die Rede im Laufe des Gespräches auf die edle Musica kam, wurde ich gebeten ein deutsches Lied zu singen. Ich stöberte in den vorhandenen Noten herum und fand anfänglich nichts als italienische und französische Musikalien. Doch halt, was war das? Da lag ja fein säuberlich eingeschlagen, ein

deutsches Lied, „Der Sang an Aegir“, die bekannte Composition des deutschen Kaisers. Das musste ich nun natürlich sofort singen. Einer der Herren übernahm die Klavierbegleitung und bald durchtönten die heimatlichen Accorde das traute Zimmer. Das Lied fand soviel Beifall, dass ich es wiederholen musste. Wie das vielbesprochene Tonstück unseres Kaisers auf dieses Klavier gekommen war, wusste niemand, selbst der Hospes nicht; wahrscheinlich hatte es jemand aus Versehen hier liegen lassen.

Zu später Stunde machten wir noch einen Streifzug durch die am Hafen gelegenen Strassen und traten der Wissenschaft halber in ein rauch-erfülltes Lokal ein, aus dem uns wüstes Singen und lärmende Blechmusik entgegen schallte. Die in diesem „Concertlokale“ versammelte Gesellschaft bot ein recht interessantes Bild für Charakterstudien, sowohl bezüglich des starken als auch des glutäugigen schwachen Geschlechtes. Die meisten Anwesenden gehörten dem Seemannsstande an, während die übrigen, wie man mir sagte, sämtlich Bewohner der sonnigen ligurischen Küste waren. Das Stimmungsbild war typisch für den italienischen Volkscharakter, aber die Musik, die hier geboten wurde, war für meine verwöhnten Ohren ein Gräuel. Plötzlich kam mir ein Gedanke in den Sinn, kühn drang ich zu dem Häuptling der Musikbände, der auf mich den Eindruck eines heruntergekommenen aber intelligenten Mannes machte, vor, und frug ihn, ob seine Leute vielleicht auch ein deutsches Stück spielen könnten. Er bejahte diese Frage, nannte mir einige deutsche Gassenhauer und — den Brautchor aus Lohengrin. Da war ich aber neugierig auf die Ausführung des letztern und versprach ihm und seinen „Künstlern“ je ein gutes Glas Bier, falls er das Stück spielen lassen wollte. Begeistert

acceptierte der „Herr Kapellmeister“, und gleich darauf erklang die wohlbekannte Melodie, die für uns Deutsche gleichsam ein Nationalgut geworden ist. Doch was für ein Umschwung trat plötzlich in der Stimmung der den weiten Raum füllenden Gäste ein? That unsere Musik hier ein Wunder? Soeben ohrenzerreissender Lärm und jetzt fast atemlose Stille und gespannte Aufmerksamkeit an sämtlichen Tischen. Aller Augen waren den Musikanten zugewandt. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt nahe, es war der Zauber Wagnerscher Musik, das Erbe eines Genius, das hier mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen bestrickte. Die hochweisen Zeitungsscribenten, die seiner Zeit Richard Wagner und seine herrlichen Tonwerke in den Kot hinabzerzten, hätten erröten müssen, wenn sie Zeugen der sich hier offenbarenden Kritik unbefangener, schlichter Menschen hätten sein können. Es war eine Freude für mich, dem allerdings nicht einwandfreien Vortrag des Stückes zu lauschen und zu sehen, mit welcher Andacht die Zuhörer jedem Takte desselben folgten. Mittlerweile war es spät geworden, und in dem Bewusstsein, einen sehr vergnügten Abend verlebt zu haben, schied ich von meinen Begleitern und suchte mein Hotel auf.

Am nächsten Morgen nahm ich Genua und seine zahlreichen Sehenswürdigkeiten etwas näher in Augenschein, nachdem ich mir von meinem Wirte den Plan zu einem Rundgange durch die Stadt hatte zusammenstellen lassen. Genua, italienisch Genova, wegen der prächtigen Marmorpaläste „la Superba“ genannt, hat fast eine Viertel Million Einwohner, ist starke Festung und Sitz eines Erzbischofs und einer Universität. Die Stadt hat eine bewegte, aber unter dem Seciermesser der Geschichtsforschung, wenig ruhmvoll erscheinende Vergangenheit hinter sich. Geachtet waren

die stolzen, treulosen Genuesen in früheren Jahrhunderten nie, wohl aber gefürchtet. Prachtvolle Paläste zeugen von dem Glanze und der Macht, die die Stadt als einstige Beherrscherin des Mittelländischen Meeres umgab. Ein überaus mildes Klima, die malerische Lage in weitem Halbkreis am Gebirge einerseits und am Golfe anderseits, sowie die reichen Kunstschätze, die hier aufgespeichert sind, stempeln Genua zu einem Sammelplatze Tausender von Fremden. Zuerst lenkte ich meine Schritte zur Piazza Aequaverde, vor den weitläufigen Gebäuden des Hauptbahnhofes. Ein herrliches, von Palmen umgebenes Marmor-Denkmal des im Jahre 1446 hier geborenen Christoph Columbus gereicht dem weiten Platze und der ganzen Stadt zur Zierde. Dieses Denkmal ist eines der schönsten, die ich je gesehen, es darf als ein glänzendes Zeugnis für die hochentwickelte italienische Marmorskulptur betrachtet werden.

Vom Aequaverde-Platze aus fuhr ich mit der Strassenbahn zum Leuchtturme hinaus, um von der Höhe desselben einen Überblick über die Stadt und ihre Umgebung zu gewinnen. Gegen eine Lira Eintrittsgeld wird die Besteigung des Turmes, die als sehr lohnend anzuempfehlen ist, gestattet. Der Ausblick umfasst die Stadt mit ihren weitläufigen Hafenanlagen und den zum Golfe sanft abfallenden Gebirgshalbkreis. Durch Genua wird die Riviera in zwei Teile geteilt, der westliche ist die Riviera di Ponente und der östliche die Riviera di Levante. Von ersterer sieht man von hier aus einen grossen Teil bis zum Capo delle Mele, von letzterer die Strecke bis zum Vorgebirge von Porto fino. Das Leuchtfeuer des Turmes liegt 117 m über dem Meere und wirft sein blendendes Licht mehr als 20 Seemeilen weit auf das Meer hinaus. Vom Leuchtturme

aus fuhr ich zum Hafen, dem grössten und belebtesten Italiens. Im Jahre 1896 zählte man annähernd 12000 ein- und auslaufende Schiffe, gewiss ein Zeichen für den ausgedehnten, weitverzweigten Handel dieser Stadt. In einem Boote fuhr ich durch den Porto Vecchio, den alten Hafen, zum neuen, dem Porto Nuovo und dann durch den Avamporto oder Vorhafen ins offene Meer hinaus. Diese Fahrt ist so lohnend, dass sie den Verlust an Zeit und einige Lire Fahrgeld reichlich aufwiegt. Ein Wald von Masten bedeckt den weiten  $3\frac{1}{2}$  km langen Hafen. Schiffe aus allen Teilen der Welt löschen hier ihre Ladung. Ich sah chinesische und amerikanische, afrikanische und nordeuropäische Schiffe; unter den letztern fiel mir als eines der schönsten, ein stolzer Dampfer des Norddeutschen Lloyd, Wilhelm II., auf.

Vom Meere aus bietet sich die schöne Lage Genuas in vorteilhaftestem Lichte dar. In blendendem Weiss erglänzten das Häusermeer, die zahlreichen Paläste und Villen im Sonnenstrahle. Hoch oben auf dem Kamme des Gebirges erblickt man eine Anzahl Forts, die Genua den Charakter einer der stärksten Festungen Italiens verleihen. Überaus lieblich ist das Bild, welches auf den Beschauer hier in grosser Mannigfaltigkeit einwirkt.

Nach dem Centrum der Stadt zurückgekehrt, konnte ich den schönen, grossen Verkehrsstrassen, den Plätzen und öffentlichen Anlagen, nicht genug Bewunderung zollen. In Genua macht sich neben üppigstem Glanze und prahlerischer Verschwendungssucht auch das Elend, die Armut in erschreckendem Maasse breit. Allenthalben begegneten mir hohlwangige Männer, zerlumpfte Weiber, im Schmutze verkommene Kinder und andere bedauernswerte Existenzen. In den Kellerwohnungen der engen

Gassen, deren es in Genua eine grosse Anzahl giebt, fristen diese Menschen ein kümmerliches Dasein, ein Leben der Armut und Entbehrung.

Alle Kunstschatze der Stadt, die in den Kirchen, Museen und Palästen aufbewahrt werden, konnte ich bei meiner kurz bemessenen Zeit nicht in Augenschein nehmen, und daher beschränkte ich mich auf das Wichtigste. Unter den Kirchen sind als besonders bemerkenswert hervorzuheben die schöne Kathedrale S. Lorenzo, die Kirchen Santa Maria di Carignano, S. Ambrogio und S. S. Annuntiata, deren Inneres wertvolle Gemälde grosser Meister und zahlreiche andere Sehenswürdigkeiten aufweist. Von den alten Palästen sind die interessantesten der Palazzo Andrea Doria, P. Faraggiani, P. Marcello Durazzo, P. Balbi, P. Bianco, P. Rosso, P. del Municipio, P. Spinola und der ehemalige Dogenpalast, Palazzo Ducale. Einige dieser herrlichen Bauten mit ihren kostbaren Kunstschatzen habe ich besucht. Die vollständige Beschreibung dieser fast einzig in ihrer Art dastehenden Paläste ist in Genua allerorts käuflich, in dem engen Rahmen des vorliegenden Buches dürfte weitere Ausführlichkeit in Bezug hierauf nicht am Platze sein. Jedenfalls kann sich die Stadt in Bezug auf Sehenswürdigkeiten im allgemeinen mit jeder andern Europas messen; ich zähle Genua zu den schönsten und interessantesten Plätzen der Erde.

Gegen Abend fuhr ich mit dem Funicolare, der Drahtseilbahn, zu der aussichtsreichen äusseren Ringstrasse, die sich am Bergabhänge hinzieht, und von da gings zum Kamme des Gebirges, den das 382 m hoch gelegene Fort Castellaccio krönt. Auf der Veranda eines dort oben gelegenen Gasthofes ruhte ich bis zum Abend aus. Man überblickt von hier aus die ganze Stadt und einen grossen Teil des ligurischen

Meerbusens. Einen Sonnenuntergang, der sich von hier aus an schönen Abenden besonders prächtig ausnimmt, genoss ich nicht, da sich der Himmel zum ersten Male seit vielen Tagen mit schwarzem Gewölk überzogen hatte. Die Schiffe, die ich am Horizonte, fernen Gestaden zueilend, erblickte, verschwanden allmählich im Wolkenschleier, und der Abendfriede sank auf die Stadt hernieder. Meine Gedanken schweiften in die Ferne, nach dem schönen Florenz und der Lagunenstadt Venedig hinüber, ich wurde nicht schlüssig, ob ich an meine Radtour bis hierher noch die nur eine Nacht dauernde Seereise nach Livorno anschliessen sollte, um dann von dort aus mit der Eisenbahn nach Florenz, Bologna und Venedig zu fahren, oder ob es besser wäre direkt über Mailand, Chiavenna in das Alpengebiet der Schweiz zurückzukehren. In Anbetracht der heissen Jahreszeit, die mich bis hierher so viele Schweisstropfen gekostet, entschied ich mich für das letztere. Das kühle Engadin übte auf mich unter diesen Umständen einen weit grösseren Reiz aus, als die Paläste des schönen Florenz und die belebten Kanäle der heissen italienischen Metropole am Adriatischen Meere. Vielleicht würde ich auch später noch einmal Gelegenheit finden, Mittel- und Süditalien in einer zum Reisen günstigeren Zeit zu besuchen.

Nachdem ich in meinem Hotel wieder angelangt war, ging ich zu Bett und schlief, bis mich spät am andern Morgen schwere, an die Fensterscheiben klatschende Regentropfen weckten. Es war der erste Regen seit langer Zeit, und selbst mir war er willkommen, wenn er nur nicht allzulange anhielte. Als das Frühstück beendet war, und ich mein Rad instand gesetzt hatte, fuhr ich zum Campo Santo oder Cimitero di Staglieno, dem berühmten Genueser Friedhofe. Die elektrische Bahn brachte mich durch

die Porta S. Bartolomeo das schöne Bisagnothal hinauf bis zur Pforte dieses Gottesackers, der in Bezug auf Grossartigkeit der Denkmäler und Skulpturen wohl von keinem anderen der Erde übertroffen wird. Es grenzt geradezu ans Fabelhafte, was die Bildhauerkunst hier geleistet, und welches Kapital die Gräber, in den Gallerien an Geist und Geld verschlungen haben. Aber ergreifend wirken die meisten dieser herrlichen plastischen Kompositionen auf den Beschauer, und ich muss gestehen, dass ich auf meinen Reisen mit gleicher Bewunderung und Ergriffenheit nur noch vor dem Grabe des grossen Napoléon im Dôme des Invalides in Paris gestanden habe. Der Friedhof ist ein langgestrecktes Viereck, dessen westliche Längsseite eine weite Halle abschliesst, welche die prächtigen Grabdenkmäler der oberen Zehntausend enthält. In der Mitte des Vierecks dehnt sich ein Rosengarten aus, in dem die letzten Ruhestätten der armen Leute durch schlichte Kreuze bezeichnet sind. An diesen einfachen Gräbern fliessen am Allerseelentage die meisten heissen und aufrichtigen Thränen.

Heiligtum des Friedens! Frühlingsgarten,  
Wo der Liebe Hauch die zarten  
Blumenopfer leis' umweh't;  
In der Hoffnung Dämmerseine  
Schlummern hier der Sterblichen Gebeine,  
Der Unsterblichkeit gesät.

(v. Wessenberg.)

Die Grabdenkmäler des Campo Santo sind fast durchweg aus dem in Genua nicht theuern weissen Marmor ausgeführt, sie stellen zum grössten Theile den Toten, dem sie gewidmet sind, allein oder die ganze Sterbescene in natürlicher Grösse dar. Hier liegt eine allzufrüh dahingeschiedene Mutter gebrochenen Auges auf dem Totenbette, während der untröstliche Gatte mit den kleinen Kindern weinend an demselben

knien; dort sieht man ein allerliebstes Kind mit seinen Freundinnen beim Spiele; drüben in der Nische steht ein kostbarer Sarkophag, auf dem die Thaten des Verstorbenen durch die Meisterhand des Bildhauers verewigt sind. Vor dem Marmorthore einer Gruft liegt ein Weib gänzlich gebrochen und vom Schmerze überwältigt, während aus Himmels-höhen ein Engel niederschwebt und es in seinem Jammer aufzurichten sucht. Eine andere Gruppe zeigt uns eine Mutter, die ihr Kind zum Bilde des Vaters emporreicht, damit es die Lippen desselben küsse. Staunen erregen die zahlreichen allegorischen Combinationen; geradezu überraschend wirken sie durch eine wahrhaft ideale, erhebende Auffassung der Symbolik des Todes. Beim Anblicke mancher dieser hohen Marmorbildnisse, die ernsten Auges, in unnahbarer Hoheit auf die Gräber hinabblicken, glaubt man sich in jene glänzende Kunstepoche zurückversetzt, die einen Skopas und Praxiteles zu ihren Koryphäen zählte. Die Kuppel der pantheonartig gebauten Rotunde, im Mittelpunkte der Gallerien, wird von mächtigen, monolithen Säulen aus schwarzem Marmor getragen. Fast unzählbar sind die herrlichen, für eine Ewigkeit geschaffenen Werke, die innerhalb der Umfassungsmauern dieses erst 1839 angelegten Friedhofes aufgestellt sind; sie legen ein glänzendes Zeugnis ab für die hohe künstlerische Begabung eines wirtschaftlich zurückgegangenen, vielgeschmähten Volkes.

In strömendem Regen fuhr ich zu meinem Hotel zurück, und da an eine Weiterfahrt auf dem Rade durch die Apenninen unter solchen Umständen nicht zu denken war, beschloss ich, heute noch hier zu bleiben, um mit dem Nachteilzuge nach Mailand zu fahren.